Wäldern beschattet, von wilden duftenden Blumen umsponnen, von bewegten Quellen überströmt, seiner Sehnsucht nach Einsamkeit in Gott gerade das richtige Genügen war.

Seine drei Begleiter hieß er am Fuße des Berges, wo in Wiesenmatten hier und da kleine Heuscheuer aus früherer Zeit standen, in einer solchen ihre Wohnung aufschlagen, er selbst aber trennte sich von ihnen und stieg höher, wo sich der Wald schon lichtete und Felsen zwischen Blütenrasen hervorschauten. Da wußte er ein altes Gemäuer, zur Einsiedelei geeignet und beschloß, darin auf Gott zu warten.

Da es nun Abend wurde und der Sinn des Heiligen zwischen den Sternen wandelte, erhob sich aus den warmen Steinen des Gemäuers die leise klagende, glockenreine Stimme einer Feuerunke, die da regelmäßig wie eine Uhr ihren Ruf erklingen ließ. Und Franziskus, durch den nachdrücklichen Laut aus seinen Betrachtungen aufgestört, verwies der Unke ihren Gesang und bat sie, zu schweigen, bis er sein Gebet vollendet hatte.

Aber unbeirrt dieser Rede fuhr das Tierlein in der Mauerspelte fort zu sprechen und sagte sein „Tüt, Tüt, Tüt!"

Durch den Klang, der in der tiefen Stille doppelt scharf ertönte, aus seinen Himmeln auf die Erde gezogen, beschwor der kranke Spielmann das Wesen noch einmal bei der Liebe Gottes; aber der Unk gehorchte nicht, ließ sich nicht beirren und fuhr fort „tüt, tüt, tüt!" zu sagen.

Da erinnerte sich der Heilige des Gebotes der Demut und sprach zu sich: „Diese Stimme sendet mir der Herr, um mir zu bedeuten, daß ich nicht eitel sein soll und glauben, daß ich die Tiere des Waldes und die Vögel des Himmels beherrschen könne. Und da sie nicht zuläßt, daß ich in die Stille mich versenke, so will ich mit ihr den Herren preisen!"

Wenn nun die Feuerunke „tüt" sagte, so brachte der Heilige „Erbarme dich unser!", und sagte das Tierchen zum anderen Male „tüt", so fiel Franziskus mit „Bitt für uns!" ein. Aber kaum hatte die Litanei begonnen, da schwieg die Unke beharrlich, als ob ihr das christliche Zwiegespräch unwert sei. „Siehe", ermannte da der Heilige sich selbst, als er vergeblich wartete, „auch Geduld lerne ich durch Gottes Güte an dieser Kreatur!"

Kaum aber hatte er sich wieder, da es nun stule war, in die Betrachtung der Herrlichkeit des Himmels versenkt, da begann die Feuerunke wieder lauter denn oben ihr unermüdliches „tüt, tüt, tüt!"

Da schlug der Spielmann des Herrn seine Hände über den Augen zusammen; der Ruf des Tieres in den Steinen, die große Einsamkeit des nächtlichen Berges, das Schweigen der Wipfel und Felskanten, das schleichendleise Rieseln der Bäche umklammerte seine Seele mit Kleinmut, es war ihm, als ob die Feuerunke seinen Frieden durch ein dauernd unterbrochenes, höhnisches Gelächter vernichten wolle. Da betete er, betete in diese Nacht hinauf, mit erhobenen Armen, mit Worten, die wie Stichflammen aus der nachtdunklen Mauer nach den Sternen wehten.

Und fast erschreckt hielt er inne und horchte auf die Stimme des Unken. Der rief nicht mehr sein „Tüt, tüt!", sondern nun klang sein Gesang laut und hallend: „Gott, Gott, Gott!" und noch einmal „Gott, Gott, Gott!" herzhaft und schmeichelnd, wie der Ton der Geige eines ritterlichen Sängers, und wieder „Gott, Gott, Gott!", weit über die große Einsamkeit des nächtlichen Berges hin, über das Schweigen der Wipfel und Felskanten, über das Rieseln der Bäche und das Aneinanderrascheln der Grashalme und Blumenblätter, weit ins Land hinaus wie die Glocken der Portiunkula, wenn sie den Triumph der Demut, Geduld und Liebe preist.

Und während die Feuerunke ihr andächtiges „Gott, Gott, Gott!" rief, mischte Sankt Franziskus, befreit von der Beklemmung des Alleinseins, seine Stimme in den Gesang des Tieres und der dunklen Natur, und sprach es aus, was sein Herz empfand: „Magnificat anima mea dominum, meine Seele lobpreist den Herrn!"

—⊡—

Blattzeiterinnerungen

Jagdskizze

von Forstmeister Kindersberger, Rimgar.

Heiß brennt die Augustsonne, das reife Getreide fällt unter der Sense des Schnitters, kein Lüftchen regt sich im Walde, heilige Stille, nur unterbrochen durch das Summen der Käfer und Fliegen.

Im undurchdringlichen Dickicht liegt der starke Rehbock. Hell blitzen die Enden des reich geperlten Geweihes, rot leuchtet sein glattes Gewand. Seit Wochen hat er die schützende Dickung nur spät nach Sonnenuntergang verlassen. Denn die Lösung des schwierigen Problems der Sicherheit geht ihm über alles. Warum auch nicht? Es kann sich's leisten, denn er fühlt sich satt, recht schön satt und hat schon ein ganz stattliches Fest angesetzt. Da genügt es vollauf, wenn man in tiefdunkler Nacht ein paar saftige Gräser nascht und vor Tau und Tag sich wieder unsichtbar macht. Es ist doch eine viel behaglichere Zeit als in den ersten Frühjahrsmonaten, wo man die körperliche Einbuße, die der strenge Winter gebracht hatte, wieder zu ersetzen gezwungen war und sich bei der Nahrungssuche Unvorsichtigkeiten aussetzen mußte, die leicht hätten verhängnisvoll werden können. Wirklich, die Welt ist schön, wenn man satt ist!

Man wäre restlos zufrieden, wenn nicht in der Gegend des Herzens seit einigen Tagen so ein eigenartiges Gefühl zu verspüren wäre, so ein Ziehen, ein Sehnen, der Wunsch, nicht immer allein zu sein. Zu dumm, so etwas!

Ja, in früheren Jahren, denkt der Alte, da wußte man, was man zu tun hatte in diesen schwülen Sommertagen! Da hatte man bald Gesellschaft gefunden und manch verliebtes Abenteuer bestanden! Wie oft hatte man Hochzeit gemacht im verschwiegenen Dom des Waldes, nur vom Häher als Trauzeugen belauscht, dem ewig neugierigen Schalksnarren, der überall dabei sein muß, wo etwas los ist.

Doch solche Eseleien macht man als Mann in gereiften Jahren nicht mehr mit! Man wirkt ja lächerlich! Außerdem — das Schrotkorn, das man beim Liebeswerben vor Jahren einmal auf die Decke bekam, hat höllisch weh getan und endgültig darüber aufgeklärt, daß die Liebe eine Dummheit ist, eine riesige Dummheit, die einem nur die beschauliche Ruhe raubt und Gefahren aller Art mit sich bringt. Nein, nein, solche Sächelchen überlassen wir dem jungen Volk! Sehnsucht nach Gesellschaft? Unsinn! Dieses dumme Ziehen in den Gliedern und das einfältige Herzklopfen wollen wir hübsch verdösen und verschlafen! Dann wird's schon wieder aufhören. — —

Da! Ein weicher, schmelzender Laut aus dem lichten Baumholz nahe von der schützenden Dickung! Piuh — Piuh —. Der Alte hebt den Kopf, ungehalten über die Störung.

Nochmals, leise und schmachtend: Piuh — Piuh —!

Aha! Das hübsche Rehfräulein, dem man öfter begegnet ist im Mai, hat auch Liebesnöte und sehnt sich nach Gesellschaft! Da könnte man eine schöne Dummheit machen, wenn man blindlings darauf los stürmen würde wie in früheren Jahren. Die Kleine muß sich schon einen anderen Galan suchen. Man bleibt, wo man ist! Vielleicht war's auch nur eine Täuschung der erregten Sinne, denn jetzt ist's wieder ruhig und still. — —

Doch horch, schon wieder unverkennbar... lich, der lockende Liebeslaut! Beinahe ängstlich klingt er! Ob sich wohl schon so ein junger Fant an die nette Kleine herangemacht? Wie könnte man den frechen Jüngling mit dem kümmerlichen Spießergehörn auf die Läuse bringen und dann das zierliche Fräulein in die Büsche treiben. Schauen müßte man doch, was eigentlich los ist! Bis an den Rand der Dickung könnte man schon vorschleichen! 100 Meter hätte man ja noch Deckung! Bis dorthin ist die Luft sicher rein!

Der Alte ist aufgestanden und beginnt sich langsam, langsam und lautlos durch die Büsche zu schieben. Heilige Stille, kein Laut regt sich, kein Lüftchen! Minutenlang steht der Kapitale unbeweglich, wie aus Erz gegossen. Nichts Verdächtiges ist wahrzunehmen. Aber da hinausziehen aus dem bergenden Versteck, dem lockenden Liebesrufe zu, der jetzt ganz ferne klingt? Nicht um alles in der Welt! Doch Wind sollte man sich holen, denn wenn's wirklich das Jungfräulein wäre, das da so verführerisch lockt, dann wär's doch zu schön! Nur einmal noch, wenn man's kosten könnte, das selige Liebesglück!

Mit äußerster Vorsicht schleicht der Kapitale den Rand der Dickung entlang, immer ängstlich darauf bedacht, sich ja nicht zu zeigen. Wieder steht er minutenlang und äugt aus sicherer Deckung hinaus in das Baumholz. — Da! Was ist das? Ein roter Fleck! Richtig, der Windbeutel, der Spießbock, der erbärmliche, steigt dort im Stechschritt gefallsüchtig herum und will sich an die Kleine anbirschen. Da fährt's dem Alten in die Knochen. „Warte, mein Bürschchen, du sollst mir die Liebste nicht wegschnappen, nein du nicht!"

In rasender Eifersucht mit gesenktem Kopf prellt er aus der Dickung auf den liebebedürftigen Schneider los. Der verhofft einen Augenblick und geht in weiten Sätzen ab.

Triumphierend steht der Sieger mit fliegendem, zischendem Atem und wild funkelnden Augen. Jetzt fordert er Liebe, jetzt will er Erfüllung!

Da ist sie, die Erfüllung! Ein furchtbarer Schlag wirft ihn zu Boden. Weder Schmerz noch Angst empfindet er. Erst meint er, das Herz sei ihm im Liebesrausch zersprungen, dann umfängt ihn beseligende Ruhe, wie wenn die Kleine ihm zu eigen geworden wäre. Still und friedlich wird's um ihn, die Sinne schwinden, das Auge bricht. — —

Ergriffen steht der Jäger vor dem toten ritterlichen Freier und gibt ihm in den leicht geöffneten Äser als letzten Bissen einen Buchenzweig, mit dessen Blatt er die verführerischen Liebeslaute so täuschend nachgeahmt hatte.

Rätselecke

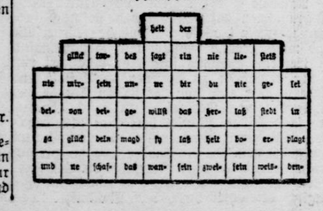
Kreuzworträtsel.



Wagerecht: 1 Mädchenname, 2. Schlachtort, 3. Mädchenname, 4. Insel, 5. Afrika-Forscher, 6. Sonnengott, 7. Gebirge, 8. Nöte, 9. Italien. Provinz, 10. Stand, 11. Präposition, 12. Oper v. Arnstadt, 13. Frucht, 14. Mädchenname, 15. Insel, 16. Insel im Mittelmeer, 16. Unglücklicher, 17. Kriegsname, 18. Erquickung.

Senkrecht: 1. Oper v. Arnstadt, 12. Frucht, 13. Mädchenname, 14. Insel, 15. Insel im Mittelmeer, 16. Unglücklicher, 17. Kriegsname, 18. Erquickung.

Rösselsprung.



Auflösungen aus voriger Nummer:

Schach:

1) Sh6-g8 ..... Lh7×g8
2) Sd4-c2 ..... b3×c2
3) Db1×b7 # oder
2) ..... beliebig
3) Sc2-b4 # u. Varianten

Zahlenrätsel:

37	68	70	39	71	42
48	44	64	63	47	61
60	59	51	52	50	55
49	56	57	58	53	54
66	62	45	46	65	43
67	38	40	69	41	72

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: P. A. Santz, Altena.

DER ERZÄHLER

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 39 — Samstag, 2. Oktober — 1926

Das Sterben der Witwe Sens

Skizze von Dora Bier-Steglitz.

Witwe Sens lag in ihrer Kammer und rührte sich nicht. Es war Sonnabend vormittag, und eigentlich hätte sie jetzt draußen den Hausaufgang und die Treppen scheuern müssen, wie sie es vierzig Jahre lang Sonnabend für Sonnabend getan hatte.

Aber heute lag Witwe Sens in ihrem Bette — schon seit Montag war sie an der Grippe erkrankt. Ab und zu waren Hausbewohner gekommen und hatten sich nach ihr erkundigt und sie bedauert, daß sie so allein sei und daß nur selten die Hedwig, ihre verheiratete Tochter, zu ihr kam und ihr das Notwendigste in Ordnung brachte. Die Frau Postinspektor hatte ihr einige Früchte mitgebracht und die Frau aus dem Milchladen eine Tafel Schokolade, und beide hatten sie getröstet: „Passen Sie auf, Frau Sens, am nächsten Sonnabend laufen Sie wieder wie eine Biene und scheuern die Stufen."

Aber sie hatten unrecht behalten. Es war Sonnabend, und die Witwe Sens lag in ihrer Schlafkammer und wunderte sich nicht einmal darüber, wie regelwidrig es doch eigentlich sei, daß sie hier liege und die Treppen heute ungewischt blieben. Auch daß ihr „Vorderzimmer" eine Woche ungewischt war und die „Palme" unbegossen, bereitete ihr keine Gewissensbisse. Ihr war alles gleichgültig — ihr Kopf brannte, und ihre Gedanken lagen ihr wie ein glühender Klumpen im Hinterkopf und drückten immer gegen den Schädel. Nur ganz selten wurde es in ihrem Kopfe so klar, daß sie denken konnte: „Ob wohl die Hedwig heute nach mir sehen wird?"

Draußen auf dem Hofe wurden Teppiche geklopft. Die Schläge schallten hinauf bis ins Zimmer der kranken Sens und ihr schien es, als häme das Klopfen aus dem Innern ihres Kopfes, an den heißen Kissen fühlte sie es im Ohre. Eine ganze Weile empfand sie dann wieder nichts, sie hörte auch nichts und wußte manchmal gar nicht, wo sie eigentlich war.

Witwe Sens hatte es aufgegeben, ihre Kopfkissen zu ordnen und ihr Deckbett zurecht zu legen. Sie erwartete auch Hedwigs Kommen nicht mehr und hofft ebensowenig, daß ihr Jemand ein Glas Wasser brächte.

Witwe Sens war in einem ganz neuen Zustand ihres Lebens angelangt. Es war ganz anders als das ihr bekannte Essen und Trinken und Treppenscheuern und auch anders als damals bei ihrer Konfirmation und sonstigen Gelegenheiten. Sie tat etwas, was sie noch nie getan hatte u. auch nie wieder erleben würde: Witwe Sens lag im Sterben.

An anderen hatte sie es schon gesehen: sechs ihrer Kinder — außer der Hedwig alle — waren ganz jung an Krämpfen gestorben, und auch als ihr Mann im Krankenhaus starb, war sie dabei gewesen und hatte ihm unermüdlich das Hemd gerade gezupft, das sich bei seinem krampfhaften Atemholen wieder und wieder verschoben hatte.

Einem ganz fremden Menschen auf der Straße hatte sie beim Sterben beigestanden — ein Student war überfahren worden und wimmerte: „Mutterle, Mutterle." Da hatte Witwe Sens seinen Kopf genommen, der so arg zerquetscht war, und hatte ihn an sich gedrückt und gesagt: „Ja, mein Kleiner, ja." So war er in ihren Armen gestorben wie in den Armen seiner Mutter, und die resolute Wilhelmine Sens hatte zu Hause stillschweigend die Blutspuren von ihrem Mantel abgewaschen und ihn sogar selbst gebügelt, ohne daß er die „Fassen" verloren hatte.

Nun war sie selbst daran, und niemand war bei ihr, der ihr half, das irdische Leben abzutun. Alles Resolute hatte sie verlassen, sie hatte Angst und wußte nicht damit fertig zu werden — es war schwer, ein Leben zu führen; aber noch schwerer, es zu vollenden.

Die Angst saß ihr so auf der Brust, daß sie nicht wußte, ob der Luftmangel sie so drückte oder die Unruhe.

Vom Hofe klang der Ton eines Leierkastens herauf. Dem schwindenden Bewußtsein der Witwe Sens klang es wie Orgelspiel. Ihr war zumute wie damals, als sie in der Kirche stand und getraut wurde und einen Lebensgefährten bekam. Sie fühlte sich von einer großen Zärtlichkeit umgeben und war nicht mehr allein. Die Schmerzen quälten sie nicht mehr, und der bleierne Klumpen ihrer Gedanken löste sich allmählich auf in Erinnerungen, die immer weiter zurückreichten, bis in ihre Jugend. Ganz mühelos kamen sie ihr, ohne daß sie sich anstrengen mußte, sich auf alles zu besinnen. So nah war es, als erlebte sie alles gerade jetzt . . .

Ihre Jugend erschien ihr wieder — ihre vielen Geschwister fielen ihr ein. Auch ihre jüngste Schwester, die nun schon lange tot war.

Der Klang des Leierkastens war ihr immer noch Orgelklang — zuerst wurde ihr feierlich zumute, dann war sie glücklich geworden, froh und leicht. Und als die Erinnerung an ihre jüngste Schwester kam, fiel ihr ein:

Sie waren schon viele Geschwister — sie war die Aelteste. Mit jedem Jahr fast wurden es mehr und die Einschränkung größer. Als sie vierundzwanzig Jahre alt war und die Mutter achtundvierzig, da hatte die Mutter ihr, der Aeltesten, unter herzerreißendem, schuldbeladenem Lächeln gestanden, sie würde in drei Monaten noch ein Geschwisterchen haben. Den ganzen Sonntag lang hatte sie den Vater gehaßt, der Mutter geflucht. Am Abend hatte sie es den anderen gesagt und war am nächsten Morgen zur Mutter gegangen, die sie mit bangen Augen gefragt hatte: „Und wie haben sie es aufgenommen? Werden sie es lieb haben können . . .?" Da durfte sie sagen: „Ja, Mutter, sei still. Wir alle werden es lieb haben. Mutter, und ich — ich freue mich darauf!" Es war keine Lüge — aber sie hatte die ganze Nacht mit den anderen reden müssen, damit das, was sie jetzt der Mutter sagte, keine Unwahrheit war.

Als das Schwesterchen wirklich kam, war es bei der Geburt mit der Mutter gestorben, eine Stunde nach der Mutter, die noch im Sterben die Geschwister gefragt hatte: „Ihr werdet es wirklich lieb haben?" Mit dieser Beruhigung war ihre Mutter gestorben . . .

In Witwe Sens' Glücksgefühl hinein war eine Sehnsucht gezogen nach dem toten Schwesterchen und der Mutter — da folgte sie ihnen nach . . .

Als die Hedwig kam, mußte sie Witwe Sens die offenen Augen zudrücken. Dann ging sie ans Fenster und öffnete es weit, daß die Seele der Verstorbenen freien Weg hätte aus dem dumpfen Zimmer.

Der Leierkastenmann, der seinen Kasten gerade zusammengepackt und für das zugeworfene Geld gedankt hatte, sah noch einmal erwartungsvoll auf, als das Fenster sich quietschend öffnete, in der Hoffnung auf ein verspätetes Geldstück, das ihm vielleicht nachträglich noch jemand zugedacht hatte.

Als nichts mehr kam, zog er mit seinem Kasten ab — ohne daß er ahnte, wie er einer Seele das Sterben erleichtert hatte.

—⊡—

Die Kurparkbank

Skizze von Roland Marwitz-Bonn.

Der Privatdozent Dr. Ludwig Sandperg hatte es nicht so weit gebracht, wie es ihm als jungem cand. phil. prophezeit worden war. Er war nie den großen Modestrom zeitgenössischen Denkens entlang getrieben. Er las über sonderliche Käuze der Mystik, und da die paar Studentlein, die sein Kolleg besuchten, meist nicht die reichsten waren, schenkte er ihnen bisweilen wohl noch die Hörgelder. Vielleicht kam einmal der außerordentliche Professor. Aber er hatte gelernt zu warten. Selbst sein Lieblingswunsch, eine Reise nach Griechenland, den Stätten des Plato und Sokrates, war durch die Sturmflut der Inflation davongespült. Er suchte nicht die Gesellschaft und „Beziehungen". Der Wein und der Tabak waren Sandpergs irdische Freunde geworden und ein alter Major, den die junge Generation gutmütig-spottend den „Held von Waterloo" benamste. Der Major verstand nicht viel von des Philosophen Heiligen, von Descartes und Jakob Böhme; aber das tat nichts. Wenn die Freunde zusammensaßen, sprachen sie von ganz einfachen Dingen, von so menschlichen Dingen, daß auch die Handwerksmeister am Nachbartisch zuweilen schwiegen und gern hinhorchten, was der „Professor" — dieser Titel war Sandperg vom Volksmund schon verliehen, als er selbst noch gar nicht daran dachte — zu erzählen wußte.

Im Winter suchte man Wärme unter den Flügeln der „Goldenen Gans" am Markt, aber in den warmen Abenden seliger Sommer pilgerte das seltsame Freundespaar gern zu den kühlen Geißblattlauben des „Rheinritters", die auf schöner wogenumspülter Terrasse am alten Strome wucherten.

Dort saßen sie auch an einem Juniabend, und der Zufall wollte es, daß von Studentenstreichen gesprochen ward. Der Wirt wußte manch tolles Stück zu erzählen, und auch die Schneider und Schuhmacher hatten noch Friedensforderungen an viele, die vielleicht schon selbst ihren Frieden gefunden und eine andere Rechnung quittiert in Flandern oder an der Somme, in den Karpathen und am Goldenen Horn . . . mit ihrem Blut.

Sandperg hatte geschwiegen. Er wollte die Torheiten nicht leugnen. Er wußte von Streichen die häßlich waren, weil sie ohne Witz und Geist gewesen. Zerschlagene Scheiben und Oelfarbe waren hier Requisit. Aber als die Stille des Sommerabends immer wieder vom Klagegeschrei der „Manichäer" und besonders durch einen sonst recht ernsten Meister gestört ward, setzte der Professor sein und des Majors Glas auf den Tisch der Zünfte, rückte selbst hinzu und bat um Gehör.

„Ihr lieben Herren", begann er, als sie nun verstummten, „das Häßliche wollen wir alle nicht leugnen, aber wir wollen des Guten auch nicht vergessen. Aus meinen Tagen kann ich mancherlei erzählen, was lustig war und doch die Täter loben wird. Ich habe in München und Heidelberg und zuletzt hier am Rhein studiert. In Heidelberg, es muß im Juni gewesen sein wie jetzt, hatten wir einmal besonders stark gezecht. Betrunken waren wir nicht, aber trunken und selig, und als die Sonne kam, dachte keiner ans Schlafengehn, sondern jeder ans Wandern. Und wir wanderten neckarauf durch helle Straßen und morgenfrühe Dörfer. Da hörten wir in einem Dörflein am Markt aus den offenen Fenstern der Schule Gesang. Gesang von Kindern. Wie Vöglein hinter Gittern erschienen uns die Bübchen, wo wir frei und unbekümmert unsere Straße ziehen durften. Dann ward Gedanke und Tat eins. Wieviel Kinder zählt so eine Dorfklasse? Vierzig, fünfzig vielleicht? Wir stürzen zum Krämer des Ortes und holten Munition. Schokoladentafeln! Fünfzig Schokoladentafeln und ein Glas voll buntester Bonbons. Zurück ging's zum Markt, und durch die offenen Fenster begann das Bombardement. Wir hörten Schreie, Lachen, Trampeln. Wir haben sicher eine furchtbare Revolution angestiftet. Der Gesang der Tonleiter war vorbei; abr ich meine, der Herr Kantor hat uns verziehen . . ."

Die Meister schmunzelten. Der Major lachte und wollte die genaue Entfernung zwischen Abschuß und Einschlag wissen. Schließlich sagte jener, der erst am Tollsten gewettert, ob der Herr Professor noch so ein hübsches Stückchen

wisse. Sandperg nickte. Man trank auf sein Wohl, er dankte und erzählte ohne Zögern.

„Ja, ich weiß noch einen Streich, aber da muß ich mich selbst loben, denn ich war der Rädelsführer und der ‚Tatort' war dort unten stromab: Ihre liebe Vaterstadt. — Das war kein Junitag, sondern ein Faschingstag. Nicht allzu kalt, auch ohne Schnee, aber doch waren die Bäume kahl, und der Wind pfiff uns um die Ohren. Wir trugen nicht Mütze und Band. Als Landsknechte und Mohren, Türken und Harlekins kamen wir jungen Semester von einem Fest. Der Herr Papa hatte einen Karnevalswechsel geschickt, aber der ward kaum gebraucht, denn fast überall waren wir Gast und ich hatte mir heilig gelobt, den ersten der Gläubiger, der meine Aschermittwochbude stürmen würde, zu bezahlen. Ihr Herren, ich habe es nicht getan. Verzeiht! Es kam etwas, was keiner erwartet hatte. Nein, es kam nicht, „es" saß. Auf einer Bank des Kurparks saß ein armer Teufel, müde, im dürftigen Mantel und zitternd noch in seinem schweren Schlaf. Vielleicht war er angeheitert hier eingenickt? Ich wußte es nicht. Ich wußte nur, da sitzt ein armer Schelm, der eine schwere Nacht hinter sich und ein schweres Erwachen vor sich hat. Waren es die Mohren und Türken in unserer Rotte, die mich an den Sultan Harun al Raschid denken ließen? An diesen Sultan, der nachts verkleidet durch seine Hauptstadt wanderte, die Bösen zu strafen, den Armen zu helfen? An diesem Faschingmorgen jedenfalls schien meine Macht mir so groß, wie die des Osmanen. Ich nestelte an meinen Türkenhosen, ich fand die Börse und schüttete den schnöden Mammon in die Tasche des unbekannten Schläfers. Schweigend folgten mir die Kommilitonen. Leute, die mit uns auf dem Fest gewesen und nun auch durch den Kurpark kamen, wurden angehalten und zahlten lachend ihren Obulus. Die eine Tasche war voll und als die zweite auch als ganz und heil befunden ward, füllten wir diese. Dann gingen wir im Morgendämmern von dannen. Auf Zehenspitzen, im phantastischen Gänsemarsch."

Sandperg trank sein Glas leer mit lächelnden Lippen. Die Meister lächelten nicht. Der Major knurrte vorwurfsvoll: „Ludwig, der Kerl hat's ja doch nur vertrunken." — „Das glaube ich nicht, Herr Major." Sie sahen alle von ihren Gläsern auf. Der Meister, der erst am heftigsten gewettert, war der Sprecher. „Das glaube ich nicht. Ich habe davon gehört. Der junge Mensch war in großer Not und ohne Arbeit und Heimat. Er hat das Geld gut verwandt. Er ist dadurch Meister und Bürger geworden." — „Aber woher wissen Sie .." viele fragten. Der Sprecher fuhr fort: „Ich weiß es", u. zu Sandperg gewandt, „aber, Herr Professor, haben Sie nicht einen Zettel in die Tasche des armen Jungen gesteckt?" Sandperg entsann sich nicht. „Doch, einen Zettel, der zum Lachen war und doch den Kerl weinen ließ auf seiner Bank. Da stand: Beiliegende Summe zahlt Dir die Kurparkbank im Namen des Prinzen Karneval."

„Möglich", sagte der Privatdozent und stand auf. Auch die anderen folgten. Nur einer ging nicht mit ihnen. Er machte einen Umweg durch den Park. Er setzte sich auf eine Bank. Er fröstelte nicht. Er schrieb einen Scheck: „Zur Fahrt nach Griechenland im Auftrage der K. P. B." Dann einen unlesbaren Namen.

Noch unter der Akropolis hat der Privatdozent Sandperg mit all seiner Philosophie nicht die drei Lettern deuten können: K. P. B.

Kur-Park-Bank. Und auch nicht den unlesbaren Namen.

—⊡—

Der Hecht

Skizze von Friedrich Lindemann.

An der Beke bei den sieben Weiden hat Marius Groeteken seinen Kahn in das Schilf geschoben. Nur die schwarze Spitze steht noch aus dem Rohrdickicht hervor.

Dort sitzt er, hält die gelbe Angelrute über den Fluß und äugt nach dem Schwimmer. Das Wasser des Kolks ist wie dunkelgrünes Glas. Langsam treibt der rotweiße Korkball darauf hin und her. Nur die Spule zuckt und zittert manchmal. Dann versucht der Köderfisch sich von dem Widerhaken in seinem Rücken zu befreien. Es ist hoher Mittag. Die Sonne steht wie siedendes Oel zwischen den Rohrwänden. Die Mücken sirren blutgierig um das rote Gesicht mit dem weißen Stoppelbart. Aber Marius rührt das alles nicht. Reglos hockt er da wie ein alter zerzauster Fischreiher, dem ein Spaßvogel eine schäbige Schirmmütze übergestülpt hat, eine halblange Pfeife in den Schnabel geklemmt und ein blauwollenes Tuch um den Hals geschlungen.

Marius Groeteken ist der berühmteste Fischer an der ganzen Beke. Es gibt keinen zweiten, über den so viele wunderbare Geschichten im Schwange sind. Er soll die Sprache der Fische verstehen. Er soll einen geheimen Spruch wissen. Anders ist sein Fangglück nun nicht einmal zu erklären.

Glück, sagen die Leute. Marius weiß es besser. Nur: er redet nie darüber. Er hat sich überhaupt das Sprechen abgewöhnt. Er ist ja an die sechzig und er ist immer allein.

Dafür aber liegt der Fluß vor ihm wie ein offenes Buch, aus dem er sich so seine eigenen Gedanken holt über die Menschen und über die Fische. Und das ist gerade keine alltägliche Weisheit.

Eine Stunde weit aufwärts und eine Stunde abwärts kennt er die Beke wie sich selbst. Er kennt alle Kuhlen und Bänke. Er weiß, wo der Aal zieht. Er weiß, wie man aus der Brake die Karpfen hervorholt, diese moosbäuchigen Burschen, die vorsichtig und scheu sind wie alte Jungfern.

Bauer Willmanns braucht nur zu sagen: „Marius, unsere Dele hat Sonntag Hochzeit. Wie wär's mit 'nem Barsch?"

Pünktlich am Sonnabend stapft er mit dem schweren Korb auf die Diele: „Hier sind sie."

Und brummt nur, wenn Willmanns staunt: „Mein Gott, Marius, du hast wohl reinweg alle Fische zu Buch und brauchst nur die Namen aufzurufen."

Dann und wann

Dann und wann gibt aus der Quelle
Dunkeltiefer Menschenherzen,
Herr, den seltsam herben Tropfen
Meinem erdenstolzen Herzen.

Dann und wann laß einen Armen
Bang durch meine Tage schreiten,
Daß ich mitleidvoll die Hände
Mag ob seiner Wunden breiten.

Dann und wann laß eine Blume
Mir im Staub des Weges blühen,
Eine silberhelle Wolke
Tröstend durch den Alltag ziehen.

Dann und wann gib meiner Seele
Einen Schein von deinem Sterne.
Dann und wann schau gnädig nieder,
Herr, aus Deiner lichten Ferne.

Hans Gäfgen.

So unrecht hat der Bauer schon nicht. Den Fisch, den Marius haben will, den kriegt er.

Aber der Hecht am Kolk bei den sieben Weiden? Der Hundertjährige, den die ältesten Leute schon von ihrer Jugend her kennen, und den dabei noch niemand gesehen hat? Der größte Würger in der ganzen Beke, der sogar dem Bauern die Enten wegholt? Wie ist es mit dem?

Den will er eben nicht.

Marius brummt nur, wenn sie ihn nach dem Hecht fragen oder anfangen zu sticheln, von einem gewissen berühmten Fischer, der nicht einmal einen gewissen berühmten Fisch habe fangen können.

Dann steigt er in seinen Kahn und rudert hinaus nach den sieben Weiden.

Der Abend ist gelb und friedsam. Das Rohr singt leise vor sich hin. Die Seerosen beginnen sich für die Nacht zu schließen. Der Rauch aus Marius' Pfeife mischt sich fremdartig mit dem süßen Duft des Schilfes.

Hier sitzt er oft nach getanem Tagewerk und träumt in das Wasser. In der braunen Tiefe wehen geheimnisvoll schlangenhaft die grünen Tangbänder und die zartgliedrigen Federwedel des Hornkrautes. Manchmal schießt ein langer dunkler Schatten blitzhaft vorüber. Dann kräuseln Wirbel die glatte Oberfläche des Flusses.

Das ist er!

Um Marius' Mundwinkel geht etwas wie ein Lächeln. Er denkt an seine einsame Kate hinter dem Deiche. Hier am Kolk ist er nicht allein. Er denkt an die Menschen, die ihn mit dem da unten verspotten. Aber kann einer seinen besten Freund töten?

Und doch sitzt er jetzt schon zwei Tage in der Glutsonne und wartet auf den Hecht.

Ja, es geht manchmal seltsam.

Ein Fremder, so ein Allerweltsfischer, hatte vier Wochen lang auf den Hecht gesessen ohne einen Biß. Da kommt er eines Abends rot wie ein Puter zurück.

„Ein Mordsvieh! Hier die Drahtschnur glatt durchgerissen!"

Marius schießt es wie ein Krampf an das Herz.

Sein Hecht?! — Die Bauern plinken ihm höhnisch zu und fangen wieder an zu sticheln . . . Nein! Niemand anders! Es ist ja sein Fisch!

Der Fremde ist fort. Und nun sitzt Marius Groeteken am Kolk bei den sieben Weiden.

Es ist schwül. Die Sonne ist bleich. Drüben über den Wiesen steht eine blaue Wetterwand. Das Rohr knistert vor Hitze. Im Beutel knatschern die Köderfische.

Marius hat gerade einen neuen an die Angel gehängt. Die roten Flossen gespreizt klatscht er aufs Wasser und schießt auf Grund.

Aber was ist das? Auch der rotweiße Kork fährt ab. Die Schnur reißt surrend aus, fast die ganze Länge.

Einen Augenblick ist es still.

Marius bricht der Schweiß aus. Jetzt erst fühlt er, wie heiß es ist. Er wirft die Pfeife von sich. Er reißt das Tuch vom Halse. Wieder surrt die Rolle.

Vorsichtig, kaum merklich, holt er die Schnur ein. Eine Weile geht es gut. Dann peitscht ein gewaltiger Wirbel das Wasser. Wieder surrt die Rolle.

Da packt auch Marius die Jagdleidenschaft. Die stillen Abende am Kolk sind vergessen. Es wird ein bitterböser Zweikampf um Tod und Ehre zwischen dem alten Räuber und dem alten Fischer.

Um vier hat es begonnen. Um neun — schon fallen die ersten Schatten aus den Wolken — kommt Roloff Meyer die Beke herunter gerudert.

„Na, Marius?"

„Roloff, komm. Faß an. Der Hecht."

Marius' Stimme ist heiser und zittert.

Auch der Hecht ist müde. Wenn Marius jetzt die Schnur einholt, treibt die helle Seite herauf. Aber er wehrt sich noch immer. Da nimmt Roloff Meyer die Ruderstange und betäubt ihn mit einem Hieb. Dann sticht er ihn ab und zieht ihm eine Schnur durch das gewaltige Maul.

Roloff ist außer sich.

„Hoho, Marius. Mensch, ein Sechzigpfünder! Sowas hat's in der ganzen Beke noch nicht gegeben!"

Marius ist still, wie zerbrochen. Er muß wieder an die Abende denken, die nun vorbei sind.

Da liegt der Hecht, grün und silbern. Die Augen funkeln wie im Haß.

Ja, du hast recht. So lohnt der Mensch die Freundschaft.

Roloff redet noch immer: „Na, zu Hause werden sie Augen machen. Und die Geschichten erst, die sie nun von dir erzählen. Marius, du wirst noch ein berühmter Mann!"

Aber der wehrt müde ab.

Mögen sie Augen machen. Mögen sie Geschichten erzählen. Mögen sie ihn rühmen und ihn ehren. Er pfeift auf die Ehre. Er mag nicht mehr. Das Fischen ist vorbei. Der Fluß ist ja leer.

Marius fröstelt.

Ueber das Wasser wehen die bleichen Schleier der Nacht. Blausamtne Dämmerung ist über die Wiesen heraufgestiegen. Wie ein blankgescheuerter Kupferkessel hängt der Mond im Dunst des Abends. Sein roter Schein liegt auf dem hellen Bauch des Fisches wie Flittergold.

Marius holt den Anker ein. Wie ein müder, alter Mann rudert er davon.

—⊡—

Des Waldes Lied

Skizze um Mendelssohn-Bartholdy
von Kurt Keßler-Offagk.

Der Wirt Franz „Zur goldnen Sonne" hielt prüfend ein Glas des purpurdurchglühten Rheinweins gegen das Licht und trank es dann mit einem Zuge aus. Befriedigt schnalzte er mit der Zunge: Die Sonne wird dem hohen Gast schon schmecken. Rasch ließ er noch einmal seinen Blick über die festlich geschmückten Räume schweifen, dann eilte er hinaus, um sich in Gala zu werfen; galt es heute doch, den Herrn Mendelssohn-Bartholdy, den berühmten Musiker, zu empfangen, der zur Einweihung der neuen Orgel höchstpersönlich nach Eppstein kommen wollte.

Punkt 12 Uhr versammelten sich die Vereine in der „Sonne". Hoch oben über der Stadt leuchtete aus dem morgendämmerfrischen Grün des Taunuswaldes die alte Burg, und bunte Fähnlein flatterten von ihren Zinnen den ersten Willkommengruß.

Der Tischlermeister Heinrich Klassen wischte sich zum soundsovielten Male den Angstschweiß von der Stirn; es war doch wirklich nicht leicht, einen so berühmten Künstler wie den Herrn Bartholdy in wohlgesetzten Worten begrüßen zu müssen. Aber er war doch nun einmal als stellvertretender Amtmann dazu ausersehen.

Ja, wenn man gleich so mit beiden Füßen in die Rede hineinspringen könnte, aber der Anfang — dieser Anfang — —

Da dröhnte ein Schuß von der Burg . . . . Die Schnellpost naht!

Rasch nehmen die Vereine vor der „Sonne" Aufstellung. Von dem blendenden Weiß der Ehrenjungfrauen heben sich die schwarzen Bratenröcke und die hohen Zylinder trefflich ab.

Klaus Jurk, was der verdienstvolle Hüter des Gesetzes in Eppstein war, meinte, daß hätte so etwas Klassisches an sich, es sei entweder an Goethe oder Schiller angelehnt. Klaus Jurk stellte das nämlich mit Vorliebe fest, da es für ihn stets einen tiefen Griff in die Schnupftabaksdose bedeutete.

Da schollen Horntöne durch die Straßen . . Die Schnellpost!

Aller Erwartungen waren aufs höchste gestiegen.

Sekunden später rasselte der Wagen um die Ecke und steuerte auf die „Sonne" zu. Erstaunt sah „Schwager" Karl die wehenden Fahnen, die feierlichen Menschen, selbst sein Freund Klaus war heute schleppsäbelgegürtet. Der bedeutete ihm, zu halten und abzuwarten.

Die Musikkapelle fiel in einen kräftigen Tusch, wobei sich der Paukenanton durch besonders wohlgezielte Schläge auf das Trommelfell auszeichnete, was wiederum bei Klaus Jurk die Feststellung eines klassischen Ereignisses zur Folge hatte. Der übliche Griff blieb nicht aus . . .

Inzwischen hatte Heinrich Klassen noch einmal in letzter Minute über den Anfang seiner Rede nachgegrübelt, nun trat er an den Wagen und öffnete den Schlag. Also hub er an: „Wohlgeehrter Herr Bartholdy! Die Stadt und wir, ganz von der Ehre benommen . . . ."

Der Anfang geht ja glänzend, dachte Heinrich Klassen, der Mut sprang ihm in die Brust, voll hob er seine Augen auf zu dem Ehrengast, der noch immer im Wagen verweilte.

Doch im nächsten Augenblick prallte er entsetzt zurück, der Schreck fuhr ihm in alle Glieder . . . Das war doch nimmer der Herr Mendelssohn, er kannte ihn doch genau von früheren Besuchen her, das war doch . . . Nein! nicht auszudenken! Der Reinfall!

Nun drängten auch die Eppsteiner, die durch das Verstummen ihres Redners aufmerksam geworden waren, herzu — —

Und sahen die Bescherung: Ein Landstreicher lag im Wagen, ein richtiggehender Landstreicher — — und schnarchte, als ob ihn nicht die ganze Stadt mit Tusch und Ehren empfangen hätte.

Der Paukenanton schüttelte verwundert den Kopf; so etwas war ihm doch noch nicht passiert, daß einer von seinen Schlägen nicht wach wurde, es sollte ihm eine ernste Lehre für seine fernere Tätigkeit sein.

Die Eppsteiner jedoch sahen sich verwundert an: Wo war denn der Herr Bartholdy?

Da dröhnte ein Lachen in die Menge. Der „Schwager" war vom Wagen gesprungen; er konnte nicht mehr an sich halten angesichts des seltsamen Empfanges seines alles andere wie vornehmen Fahrgastes.

„Der Kutscher", rief Heinrich Klassen, an ihn hatte er gar nicht gedacht, er würde wohl Bescheid wissen. Und auf Befragen berichtete er, daß im letzten Ort allerdings ein Herr Bartholdy ausgestiegen sei, um zu Fuß nach Eppstein zu wandern.

Das war des Rätsels Lösung. Nun galt es doppelt zu würdigem Empfang zu rüsten. Mochte der fremde Handwerksbursche weiter schnarchen, schließlich war es noch ein Glück, daß er von dem Vorgefallenen nichts gemerkt hatte.

Unter Vorantritt der Musikkapelle ging's durch die Straßen der Stadt zum Tor hinaus. Zu beiden Seiten des Stauffenweges, den der Meister entlang wandern mußte, wurde Aufstellung genommen.

Und bald trat drüben aus dem Walde ein einsamer Wanderer. Noch einmal wandte er den Blick nach den Taunusbergen, und es war, als neigten die Tannen grüßend ihre dunklen Wipfel, als erzitterte der Stauffen in leisem Gebet . . .

Näher kam der Wanderer.

„Er ist's", rief jubelnd die Menge.

Und dann stimmte der Gesangverein das Lied des deutschen Waldes an, das der Meister ihnen geschenkt: Wer hat dich, du schöner Wald . . .

Und als der letzte Klang verzittert war, trat Heinrich Klassen vor, und leicht flossen ihm die Worte vom Munde. Wie die Brünnlein aus dem Erdschacht quollen ihm die Gedanken aus tiefem Herzen im Angesicht des Mannes, der ihren Wald so verherrlicht hatte. Von Liebe sprach er und von unwandelbarer Treue, wie es der Tannen Rauschen sie lehrte:

„Was wir still gelobt im Wald,
wollen's draußen ehrlich halten!
Ewig bleiben treu die Alten,
bis das letzte Lied erschallt . . ."

Heinrich Klassen hatte geendet; wortlos reichte ihm Mendelssohn die Hand. Darob Klaus Jurk tief in die Prise griff.

Dann ging's in die Stadt. Aus allen Fenstern stieg ein Grüßen zu dem Meister, unzählige Rosen fielen zu seinen Füßen nieder.

In der „Sonne" mußte der Herr Bartholdy dem Wirt Franz erst die Ehre erweisen und ein Glas des besten Rheinweines probieren. Dann aber eilte der Künstler über den Platz in die Kirche, die längst die Menge nicht mehr zu fassen vermochte.

Still wurde es in dem weiten, kühlen Raum. Da hub ein Ton an wie aus weiter Ferne und schwoll und wuchs und klang wie das Brausen des stürmenden Meeres und schluchzte wie nächtiger Nachtigallenruf. Unsichtbare Hände schienen Ewigkeiten über die Mauern zu breiten, die Menge fühlte Gottes Majestät herniederschreiten, ihr Körper ward Seele, losgelöst von allem Irdischen . . .

Und als zum Schlusse der große Künstler hinübervariiert in das Ende seines Liedes: „Schirm' dich Gott, du deutscher Wald", und als die Sonne eine Fülle Gold auf die Orgel und ihren Meister warf, da kniete die Menge in tiefster Andacht nieder, und wie ein heiliger Schwur loderte es in unzähligen Herzen auf:

Was wir still gelobt im Wald,
Wollen's draußen ehrlich halten.
Leis verdämmerte des Waldes Lied. — — —

Freude

Dies kann kein rechtes Leben sein,
Das sich in Trauer nur versenkt
Und nie nach hellem Sonnenschein
Die leichtbeschwingten Schritte lenkt.

Und ist dein Herz nicht ganz dabei,
Wenn schön und froh die Freude schallt,
Dann sind die Sorgen mancherlei
In deinem Innern nicht verhallt.

Drum horche in die Welt hinein,
Und wo es rauscht und klingt und singt, —
Dort laß' auch dich zu Gaste sein,
Wo Lebenslust dich ganz durchdringt.

Franz Cingia.

Das Schiff der Wüste

Ein heiteres Erlebnis
von Konrad Dreher-München.

Ich war hoch erstaunt, in Wiesbaden ein Kamel anzutreffen, obwohl es deren auch in anderen Kurorten gibt. — Dieses Kamel war eines der höchsten Exemplare und jederzeit bereit, den kühnen Reiter die Wohltat der sanft schwankenden Bewegungen eines Wüstenrittes empfinden zu lassen.

Mein Freund, der Sanitätsrat Dr. M., hatte ein Sanatorium für schwedische Heilgymnastik übernommen oder gepachtet mit allen dazu gehörigen Einrichtungen und Apparaten; dies waren: Streckmaschinen, Ruderboote, Pferdegalloppeinrichtungen, Motorfahrräder, Wellenschaukeln, Ringe, Arm-, Bein- und Bauchmaschinen, an deren Spitze als Clou der orthopädischen Mechanik ein Riesenkamel stand, das den Vorzug der allseitigen Bewegung zwischen seinen zwei Höckern aufzuweisen hatte. — Ich hatte weder Gicht noch Ischias, sondern war lediglich Gast am Hoftheater und nach der Vorstellung noch besonderer Gast (nachts 11 Uhr) meines Freundes, des bekannten Orthopäden. — Nachdem wir ein ziemlich opulentes Mahl eingenommen hatten, kam das Gespräch auf meine, schon damals beginnende Körperfülle und mein Freund empfahl mir, Heilgymnastik zu treiben. Zugleich sprach er begeistert von seiner demnächst zu eröffnenden Anstalt und forderte mich auf, trotz der späten Stunde wenigstens seinen Gerätesaal zu besichtigen. — Ich fand seinen Wunsch berechtigt und begab mich wißbegierig durch endlose Gänge nach dem ihm gehörigen Trakt. Endlich langten wir am Ziel unserer nächtlichen Heerfahrt an. Der Saal schien unheimlich lang, breit und hoch und nur magisch beleuchtet durch das Mondlicht. Der Hebel zur Lichtleitung war dem Besitzer noch fremd, auch war eine erhöhte Beleuchtung unnötig, denn ich unterschied zwischen unzähligen Stangen, Brücken, Rädern, Latten, Ringen und Seilen auch ein hohes Gestell, das mir als künstliches Schiff der Wüste und neuestes Massagewunder vorgestellt wurde. Ich muß gestehen, daß ich sehr gespannt war, zu sehen, wie sich diese Heilmethode bewerkstelligen ließe; der freundliche Aeskulap erklärte mir, wie man alles durch verschiedene Umschalter in Bewegung setzen könne. —

Das Schaltbrett war am entgegengesetzten Ende des Saales angebracht. „Bitte", sagte mein Freund, „setzen Sie sich in den Sattel, und Sie werden sofort empfinden, welch wohltätige Wirkung diese Prozedur erzeugt." Sodann brachte er eine Leiter herbei, und ich erklomm widerspruchslos den ungefähr drei Meter hohen Sattelsitz. Ich kam mir auf meiner Höhe so erhaben vor, wie der hochselige Fürst am Münchener Odeonsplatz. Doktor M. entfernte dann die Staffelei und begab sich zum Schaltbrett. Nach einigem Suchen entdeckte er den Bewegungsschalter, und mit einem Ruck setzte sich mein Kamel in seinen vorgeschriebenen Galopp. Es war ein Schwanken nach rechts und links, ein Wippen nach vorn und hinten, ein Stoßen von unten nach oben, daß ich alle Mühe hatte, mich auf meiner schwindelnden Position zu halten. So lief das Vieh schon fünf Minuten mit mir in einem immer schnelleren Tempo, ohne seinen Platz zu verlassen — und ich immer vorwärts, rückwärts, rechts u. links, auf und ab! — Schließlich rief ich dem Doktor, der sich noch immer am Schaltbrett zu schaffen machte, er solle den Kontakt abstellen. Da antwortete er zu meinem Schrecken, daß er den Abstellhebel nicht finden könne. Nachdem er noch einige Minuten an allen Drückern und Schaltern herum gebastelt hatte, fingen auch die anderen Gegenstände und Viecher an zu laufen; das rasselte und klopfte, knirschte und ächzte noch mehr als ich selber. Ich schrie immerzu: „Aufhalten! Ausschalten!", immer balancierend, doch der edle Rennstallbesitzer antwortete nur: „Halten's Ihnen fest, sonst fliegen's runter und könnten sich beschädigen!" Mit den Worten: „I hol jetzt den Maschinisten, dann hab'n wir's gleich!" verschwand er durch die Eingangspforte. — Und ich allein mit meiner Pein im Mondenschein mitten in der rasselnden Umgebung wie ein Geisteskranker — nach vorn und hinten, nach links und rechts schwankend. Endlose zehn Minuten gehoben und geschoben, endlich kommt der Retter! Nein er kommt nicht! Noch fünf Minuten — er ist's, aber allein. — „Es tut mir furchtbar leid", sagte er, „aber der Maschinist ist heut abend nach Frankfurt, und seine Frau kennt sich net aus!" Wieder bastelte er am Schaltbrett, wieder ohne Erfolg. — Ich konnte nur noch lallen: „Vielleicht hat er den Ausschalter mit nach Frankfurt genommen?"

Endlich ein heroischer Entschluß: „Her mit der Leiter, ich probier's doch!" — Willig versuchte der Doktor diese Anlage — es gelang nicht, da das Kamel nicht einen Augenblick stille hielt. — „Ach!" rief ich, „hätt' ich Kamel mich aufs Pferd gesetzt anstatt aufs Kamel, ich wäre längst abgesprungen!" — Schließlich mußte ich diesen Trick auch beim Kamel riskieren. Der Doktor versprach, mich aufzufangen; er war ein Riese — jedenfalls an Umfang, das war eine kleine Rückversicherung. Endlich kam der Entschluß zur Reife. Ein Schwung, ein Sprung. Ich lag unten — das heißt: er lag unten und ich lag oben. Außer einigen kleinen Quetschungen ging dieser Abfall der Niederlande schmerzlos vor sich. Ich sprang rasch wieder empor, der Unterlegene etwas langsamer, indem er mich noch am Schaltbrett zu Abstellversuchen animieren wollte. Ich versicherte ihm, daß weder ich noch das mechanische Menageriegebilde zum Stillstand zu bewegen wäre und verließ noch immer schwankend, aber eiligst die unheilbringende Heilanstalt.

Nachts träumte ich, daß ich auf einem Kamel die Sahara durcheilte und endlich halb verschmachtet eine Oasenquelle erreichte, absprang und mein Reittier davonlief. — Als ich aber dann in den Wasserspiegel blickte, sah ich darin ein Riesenkamel!

—⊡—

Die Feuerunke

Eine Franziskaner-Legende zum 700. Todestag am 3. Oktober.

Von Carl Ferdinands.

Zu der Zeit, als der Spielmann Gottes, der selige Franziskus, in schmerzhafte Krankheit verfallen war und sein Ende herannahen fühlte, machte er sich mit drei jüngeren Brüdern auf nach dem Berge Alvernus, der, von dunklen